

PFARRSELSORGE IN DER DDR UND DEN NEUEN BUNDESLÄNDERN

Andreas Wollbold

Pastoralgeschichte und Pastorkonzepte

Die Entwicklung der Pfarrseelsorge in der SBZ/DDR in den vergangenen 50 Jahren darzustellen bedeutet vorrangig, das Entstehen des typischen Konzepts pfarrlicher Diasporaseelsorge zu behandeln. Dabei tut man gut daran, Gemeinden dieser Diaspora nicht von einem Entscheidungschristentum her, sondern gewissermaßen als verhinderte Volkskirche zu verstehen. Dies bedeutete in der SBZ nach dem Krieg aber vor allem eine „verschobene Volkskirche“, da die Pfarrei wesentlich von den volksskirchlichen Prägungen der Ostflüchtlinge und auch einiger Seelsorger aus volksskirchlichen Bistumsteilen (vor allem Paderborns) bestimmt war. Die Pfarrei als komplexes Gebilde soll dann in ihren einzelnen Pastoralformen beleuchtet werden, sofern diese nicht schon in den anderen Abschnitten dieser qualitativen Studie (z. B. „Priester und Bischöfe“ und „Laien – Frauen – Jugend“) behandelt werden. Schließlich sind einige Ausblicke für die Zukunft der Pfarrgemeinden zu geben.

Geschichte und Typologie

Ein flächendeckendes Netz von Pfarreien besteht im Untersuchungsraum SBZ/DDR zwar bereits seit vielen Jahrhunderten.²¹¹ Zumeist waren aber Kir-

²¹¹ Vgl. zum Ganzen: Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts – Die katholische Kirche. I. Die Bistümer und ihre Pfarreien, hg. v. Gatz, Erwin, Freiburg 1991; Meier, Heinrich: Diözese Dresden-Meißen, in: Pfarr- und Gemeindeorganisation. Studien zu ihrer Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit dem Ende des 18. Jahrhunderts (= Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte. NF 19), hg. v. Gatz, Erwin, Paderborn 1987, 129-135; Gatz, Erwin: Historische Aspekte zur Minderheitensituation von Katholiken in Deutschland, in: Diaspora: Zeugnis von Christen für Christen. 150 Jahre Bonifatiuswerk der deutschen Katholiken, hg. v. Risse, Günter/Kathke, Clemens A., Paderborn 1999, 245-252; Kösters, Christoph: Katholiken in der Minderheit. Befunde, Thesen und Fragen zu einer sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Erforschung des Diasporakatholizismus in Mitteldeutschland und der DDR (1830/40-1961), in: Wichmann-Jahrbuch des Diözesangeschichtsvereins Berlin, hg. von Elm, Kaspar, Neue Folge 3, Berlin 1995, 169-204. Einen Überblick über die Geschichte der Seelsorge, ihrer Bedingungen und ihrer Konzeptionen gibt Pilvousek, Josef: Die katholische Kirche in der DDR, in: Die Rolle der Kirchen in der DDR. Eine erste Bilanz, hg. v. Dähn, Horst, München 1993, 56-72; ein detailreiches Schlaglicht auf die Situation im nördlichsten Jurisdiktionsbezirk wirft

chen und Seelsorge nach der Einführung der Reformation protestantisch geworden, so dass ein vorsichtig aufkommendes katholisches Pfarrleben meist erst nach der Gewährung bürgerlicher Freiheiten im 19. Jahrhundert möglich wurde.

Einen Sonderfall stellt das spätere Bistum Meißen (heute: Dresden-Meißen) dar. In der 1560 bzw. 1570 entstandenen Apostolischen Administratur Meißen waren 1635 die Markgrafentümer Ober- und Niederlausitz an das Kurhaus Sachsen mit der Verpflichtung gefallen, bestehende katholische Einrichtungen und Rechte unangetastet zu lassen („Traditionsrezess“). Dadurch waren auch einige Pfarreien gesichert. Unter Berufung darauf verwehrt die Oberlausitzer Provinzialstände aber auch die Neugründung von Pfarreien. Daneben wurden den wenigen Katholiken in den Sächsischen Erblanden mit der Konversion des Kurfürsten August des Starken 1697 Kirchen in landesherrlichem Eigentum zur Verfügung gestellt und Seelsorge im nachmaligen Apostolischen Vikariat auf dem Gebiet des Freistaats Sachsen ermöglicht: in der Schlosskapelle von Moritzburg, in der aus dem Hoftheater entstandenen Dresdener Hofkapelle, in der Leipziger Pleißenburg und auf Schloss Hubertusburg. Daneben entstanden in verschiedenen Ortsteilen Dresdens Gottesdienststationen. Im Zug der Industrialisierung kamen im Lauf des 19. Jahrhunderts viele Katholiken in die bis dahin fast rein protestantischen Gebiete. Dies geschah jedoch weiterhin meist in den Städten, so dass der Katholizismus deutlich ein städtisches Antlitz bekam.

Durch die Evakuierungen aus den westlichen, meist katholischen Reichsgebieten während des Zweiten Weltkrieges kamen dagegen erstmals Katholiken in nennenswerter Zahl auch in die Dörfer vor allem Thüringens und Sachsens und brachten ihre Gewohnheiten pfarrlichen Lebens mit. Dann strömten durch die Ostflüchtlingswelle nach dem Krieg Katholiken in einer Zahl in die SBZ, die die Katholikenzahlen in den einzelnen Jurisdiktionsbezirken von ca. 1 Mio. Katholiken (vor dem Krieg) vorübergehend auf 2.772.522 anschwellen ließ.²¹² Sie brachten nicht nur ihre Priester, sondern auch ihre volksskirchlichen Gewohnheiten und Frömmigkeitsformen mit, die den Katholizismus bis heute als eine Mischung aus Volkskirche und Gemeindechristentum erscheinen lassen. Freilich folgte nach dem quantitativen Höhepunkt von 1949 eine kontinuierliche Abnahme der Mitglieder durch Abwanderung, aber auch durch Austritte oder durch den Verzicht auf die Taufe Neugeborener. Heute entspricht der Mitgliederstand wieder dem vor dem Zweiten Weltkrieg, wenn auch breiter über das Land verteilt.

Theissing, Heinrich: Geschichte des Bischöflichen Amtes Schwerin 1946-1973, TFE SfZg Sammlung (P), unv. Ms., Schwerin 1979.

²¹² Vgl. Josef Pilvousek: Flüchtlinge, 11f.; Kösters, Christoph: Katholiken in der Minderheit, 169-204; vgl. auch Frie, Ewald: Erste Schneisen. Ein Literaturbericht zur katholischen Kirche in der DDR, in: Herderkorrespondenz 51 (1997), 85-89.

Viele der Flüchtlinge begannen am neuen Ort unter schwierigsten sozialen Bedingungen. Gemeinde war für die, die nicht bald in Richtung Westen weiterwanderten, nicht nur für spezifisch religiöse Aufgaben da, sie konnte (ähnlich wie US-amerikanische Pfarreien für die Einwanderer) zur Wahlheimat in einem umfassenden Sinn werden: als Netzwerk von Beziehungen von der Arbeitsvermittlung über Hilfen bei der Erziehung der Kinder bis hin zum gemeinsamen Feierabend. Bezeichnend ist etwa der Anfang der alljährlich seit der Nachkriegszeit in den Sommerferien stattfindenden „Religiösen Kinderwochen“. In den 40 Jahren der DDR fand nun ein erstaunlicher, wenn auch in der Forschung selten thematisierter sozialer Aufstieg und eine Verwurzelung im Gemeindemilieu derer, die dablieben und dabeiblieben, statt – für Migranten und später für die Zwangssituation fehlender Reisefreiheit stellte die „Ethik des Bleibens“ bis in den Wendeherbst 1989 immer eine zentrale Herausforderung dar. Dazu mag eine eigene Art katholischen Arbeitsethos beigetragen haben: „Ihr müsst die besseren Arbeiter sein!“ So fand sich nach der Wende in den neuen Bundesländern unter den Katholiken der höchste Abiturientenanteil und der geringste Anteil an Einwohnern ohne Schulabschluss.²¹³ Diese Verbesserung des Lebensstandards der meisten sowie ihre zunehmende Verwurzelung am Ort veränderte auch das Selbstverständnis des pfarrlichen Lebens. Etwas schematisierend kann man dafür drei Stufen der Entwicklung angeben, an die sich eine vierte Phase seit 1989 anschließt.²¹⁴

1. Ankommen: Der Mehrheit der Flüchtlinge mussten zunächst einmal eine Bleibe finden und die erste Not überwinden. „Heimholung war die große Aufgabe der Heimat und Heimkehr die große Erwartung der Getrennten.“²¹⁵ Dem Bemühen, überhaupt einen Platz im Leben zu finden, entsprachen Pfarreien, die nicht nur religiösen Halt boten, sondern auch lebenswichtige Netzwerke der caritativen und personellen Unterstützung. Konfessionelle und landsmannschaftliche Identität gingen hier eine eigene Synthese ein, die den Katholizismus nachhaltig prägten. Für viele der Flüchtlinge stellte sich jedoch angesichts der Verfestigung der SBZ und der Etablierung der DDR bis zum endgültigen Ende der Reisefreiheit mit dem Mauerbau mehr als für eingesessene Bürger die Problematik des Bleibens: „Haben wir hier einen Platz? Können wir in die alte Heimat zurückkehren? Lohnt es sich zu bleiben, oder sollen wir weiterwandern?“

²¹³ ALLBUS, zit. nach Pollack, Detlef: Kirche in der Organisationsgesellschaft. Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen in der DDR, Stuttgart; Berlin; Köln 1994. Zur Begrifflichkeit für die Ereignisse von 1989 vgl. Kühnhardt, Ludger: Umbruch – Wende – Revolution: Aus Politik und Zeitgesch. B 40-41/97, 12ff.

²¹⁴ Vgl. dazu Wollbold, Notkirche.

²¹⁵ 6. Fastenhirtenwort von Bischof Otto Spülbeck (1. Februar 1958) (TFE, StZg, Sammlung (P) Manuskript), 4.

2. „Bleiben“, also sich zu verwurzeln und in der ungeliebten, aber scheinbar immer stabileren DDR etwas Eigenes aufzubauen, kennzeichnet die Sechziger- und beginnenden Siebzigerjahre. Spätestens mit dem Mauerbau vom 13. August 1961 stabilisierte sich ein sehr gemeindebezogener Katholizismus des Sich-Einrichtens im Sozialismus, der Anfang der Siebzigerjahre mit der Ära Honecker und der internationalen Anerkennung der DDR von festen politischen Verhältnissen ausgehen musste.²¹⁶ In dieser Zeit wird der Kreis das zentrale Bild der Gemeindepastoral: Die Mitte ist stark, die Ränder sind abgeschlossen. Es geht ihr um Bestärkung nach innen durch soziale Verstärkung mit Gleichgesinnten. In diesem für die Diaspora sehr wichtigen Bild vom Kreis spielt die Konzentration auf die Mitte eine überragende Bedeutung. Sie schließt ein:

- eine Pastoral der konzentrischen Kreise und vor allem das Bemühen, intensive Kerngruppen zu bilden;²¹⁷
- monozentrische Pfarrstrukturen mit einer deutlich ausgeprägten Vertikalen in der unbestrittenen Autorität des Pfarrers, die sich von den polyzentrischeren Strukturen größerer Pfarreien in Westdeutschland markant unterscheiden²¹⁸ – diese zeichnen sich durch die Verbände und durch die Kirche-Welt-Institutionen in Caritas, Schule und kommunalem öffentlichem Leben mit ihrem eigenständigeren Laienengagement aus;
- aber auch die Betonung des geistlich Zentralen in Glaube, Gebet und Eucharistiefeier, worin die Chance der Diaspora liegt, von der Schale zum Kern zu kommen: „Aus der Administration von Seelen müssen wir zu christlichem Leben führen.“²¹⁹

²¹⁶ Schäfer, Bernd: „Selbstbehauptungsstrategie und (Über)lebensmuster der katholischen Kirche in der Zeit des DDR-Staats“, in: Kirchliche Zeitgeschichte 1(1998), 278, hat vor allem die zweite und die dritte Phase im Blick, wenn er die Entwicklung folgendermaßen darlegt. Abgesehen von der Sondersituation in den Jahren vor dem Mauerbau 1957-1961 und eingeschränkt z. Zt. der beiden Synoden in Dresden 1969 und 1975 blieb die katholische Kirche öffentlich passiv und reaktiv, behielt aber eine sehr rege stille Diplomatie bei. Doch in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre begann sie, die ‚Geschäftsgrundlage‘ der ideologischen Distanz und der öffentlichen Enthaltensamkeit unter Kardinal Bengsch zu verlassen. Das Katholikentreffen 1987 in Dresden zeigte dann auch nach außen einen eigenständigen Ost-Katholizismus.

²¹⁷ Vgl. Kochinka, Ralph: „Der Ring.“ Eine Möglichkeit zur Bildung eines Gemeindekerns (= EThSch 26), Leipzig 1999.

²¹⁸ Pilvousek, Josef: Die katholische Kirche in der DDR, 145, bemerkt lapidar: „Ob damit nicht manchmal das eigenverantwortliche Handeln der Laien mehr als notwendig eingeeengt wurde, ist eine Frage, die noch der Beantwortung bedarf.“

²¹⁹ Friemel, Franz Georg: Gemeinde, 181.

Eine Schwachstelle dieser gemeinschaftsbildenden Gemeindepastoral besteht freilich im nur schwach ausgeprägten Außenkontakt. Im Bild vom Kreis gesprochen sind die Kontaktstellen mit der Umwelt zu glatt, d. h. eher schwach ausgebildet.

3. „Sich-öffnen“: Von der Meißener Diözesansynode und dann von der Dresdener Pastoralynode gingen seit Mitte der Siebzigerjahre auch für die Pfarrseelsorge vorsichtige Impulse für eine Öffnung der Gemeinden zur Welt aus.²²⁰ Bezeichnend für die Pastoralynode ist ein gewisser Zwiespalt, nach dem der Dresdener Beschluss „Dienste und Ordnungen im Leben der Gemeinde“ vor allem das Innenverhältnis von priesterlichen und Laienaufgaben ins Auge fasst und dessen Grundlagen und strukturelle Konsequenzen bedenkt, während das Dokument „Aspekte des Verkündigungsdienstes der Gemeinde“ zum Dialog auch mit den Nichtchristen aufforderte. Am deutlichsten zielt das Grunddokument „Glaube heute“ einen Neuaufbruch der Gemeinden an, wo die Aufgabe der Diasporakirche (dezidiert als „Existenz der Christen in einer nichtchristlichen Umwelt“) erstmals in der Verantwortung für alle Menschen verstanden wird.

Doch der Wunsch „Heraus aus den Nischen“ traf auf Denk- und Gemeindestrukturen, die entsprechend der zweiten Phase mehr binnenbezogen blieben und sich sehr stark auf religiös-liturgische Vollzüge konzentrierten. In dieser Spannung besteht wohl der wichtigste Grund für ein gewisses Unbehagen und positiv eine Veränderungsbereitschaft in einzelnen Gemeinden der Siebziger- und Achtzigerjahre.

4. Verantwortung nach außen übernehmen: Nach der Wende galt es nun endgültig, entschieden Kirche in der Welt und für die Welt zu werden. Der Wille zur Weltverantwortung stößt jedoch einerseits weiterhin auf die langfristigen Mentalitäten einer eher bewahrenden, binnenbezogenen Diasporapastoral, andererseits aber auch auf den Individualisierungsschub, der auch vor Katholiken nicht Halt macht. Bindungen werden lockerer, Nischen lösen sich auf, der Pastoralstil muss sich auf dem Markt der Freizeitangebote behaupten, Autoritäten werden weniger unbefragt hingenommen. Dabei ist es sicher die größte Herausforderung, dem Säkularismus der Umwelt zu begegnen²²¹, also der Tatsache, dass etwa zwei Drittel der Bevölkerung ungetauft und religionslos sind. Es geht um die Entwicklung eines Pastoralstils, der vor allem eine Vielzahl von Kontakt-

²²⁰ Vgl. dazu Konzil und Diaspora. Des Weiteren vgl. Schumacher, Ralf: Kirche und sozialistische Welt.

²²¹ Vgl. dazu u. a. Neubert, Ehrhart: „Gründlich ausgetrieben“. Eine Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und sozialen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (Mission) (= Begegnungen 13), Berlin: Studien- und Begegnungsstätte Berlin der EKD 1996. Sozialwissenschaftlich perspektivenreicher ist Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989-1999, hg. v. Pollack, Detlef/Pickel, Gert, (= Veröffentlichungen der Sektion „Religionssoziologie“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 3), 2000, 49-69.

möglichkeiten mit Nichtchristen oder dem christlichen Glauben Entfremdeten zu schaffen sucht, in denen ein profiliertes, geistlich starkes christliches Zeugnis Menschen im Nahbereich erreicht.²²²

Pfarrorganisation

Die Pfarrei ist die prägendste Einrichtung der Volkskirche, die das Wohngebiet der Menschen mit einem flächendeckenden Netz seelsorglicher Einheiten überzieht, um dadurch möglichst alle zu erfassen. Über Jahrhunderte ging sie von der Identität von Bürgersein und Christsein in der „christentümlichen Gesellschaft“ (Paul M. Zulehner) aus. Ihre Pastoral war wesentlich von einem Erfassen und Behüten geprägt. In der Diaspora erhält sie jedoch grundlegend neue Aufgaben und dient vor allem der Sammlung der Zerstreuten, sei es in der Zentralpfarrei oder in der von ihr abhängigen Filiale, Expositur oder Seelsorge- bzw. Außenstation. Dies mag ein Blick auf die heutigen Pfarreigrößen in zwei Bistümern der neuen Länder und in die Personalstruktur erhärten.²²³

Tabelle 1: Größe der Pfarreien am Beispiel von zwei Diözesen

	Erfurt	Dresden-Meißen
unter 500	65	44
500-1000	55	63
1000-1500	41	20
1500-2000	11	20
2000-2500	5	10
2500-3000	7	4
3000-3500	2	4
3500-4000	3	1
mehr als 4000	4	1

Quelle: Thomas Pogoda

²²² Vgl. dazu das Wort der Deutschen Bischofskonferenz „Zeit zur Aussaat – Missionarisch Kirche sein“ (26. November 2000), hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (= Die deutschen Bischöfe 68), Bonn 2000, sowie programmatisch die französischen Bischöfe im viel zitierten Dokument „Proposer la foi“, das inzwischen in deutscher Sprache erschienen ist in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Den Glauben anbieten in der heutigen Gesellschaft. Brief an die Katholiken Frankreichs von 1996, 11. Juni 2000 (Stimmen der Weltkirche 37), Bonn 2000.

²²³ Alle Angaben beruhen auf einer Untersuchung von Pogoda, Thomas, die für das Projekt „Aufbruch“ angefertigt wurden.

Tabelle 2: Personal in den Gemeinden

Diözese	Priester		Priester i.R.		Diakone		Gemeinde- referenten		Helfer/ Katechetten		Mit- ar- beiter
	N	%	N	%	N	%	N	%	N	%	
Berlin	274	63,13			18	4,15	119	27,42	23	5,30	434
Dresden- Meißen	157	61,81	33	12,9 9	5	1,97	54	21,26	5	1,97	254
Erfurt	144	59,02	13	5,33	17	6,97	67	27,46	3	1,23	244
Görlitz	47	49,47	11	11,5 8	3	3,16	18	18,95	16	16,8 4	95
Magde- burg	135	55,79	13	5,37	31	12,81	60	24,79	3	1,24	242
Schwerin	52	51,49	10	9,90	12	11,88	26	25,74	1	0,99	101
Gesamt	809	59,05	80	5,84	86	6,28	344	25,11	51	3,72	1.370

Quelle: Thomas Pogoda

Die pastorale Antwort: Das Diasporakonzept

Der Berliner Bischof Wilhelm Weskamm (1951-56), zuvor Weihbischof in Magdeburg, stellte die Weichen für eine Diasporaseelsorge, die auf Dauer in einem weltanschaulich atheistisch geprägten Staat überleben wollte: „Mit Weskamm begann die katholische Kirche in der DDR, die vorgegebene politische und gesellschaftliche Situation realistischer zu sehen und anfanghaft darauf zu reagieren“²²⁴. Weskamm bereitete damit den Boden für eine Bejahung der säkularen Diasporasituation in der DDR, die darin sogar die Chance für ein „mündigeres Christentum“ erkennen wollte, sekundiert von Bischöfen wie Spülbeck und später vor allem Aufderbeck.²²⁵

Vor allem Hugo Aufderbeck, der Magdeburger Seelsorgeamtsleiter (ab 1948 unter Bischof Weskamm) und Bischof der Apostolischen Administratur Erfurt-Meiningen, hat Weskamms Bild von der „Gärtnerei im Norden“ theologisch weitergeführt und für die Pastoral nutzbar gemacht. In einem frühen Programm „Diasporaseelsorge heute“²²⁶ stellte er das gemeinsame Ziel vor Augen, nämlich den Aufbau der Gemeinde in glaubensloser Umwelt gerade auch auf abgelegenen Außenstationen, der von der Gemeinsamkeit in der Lehre, im Brot-Brechen,

²²⁴ Pilvousek, Josef: Innenansichten, 1157. Zum Folgenden vgl. Brodkorb, Clemens: Pastoraltheologische Konzeptionen, Ms., TFE SfZg Sammlung (P).

²²⁵ Vgl. Pilvousek, Josef: Eine Gärtnerei im Norden, 278.

²²⁶ Diasporaseelsorge heute, in: ZBOM – Akte Seelsorgeamt – Sitzungen des Seelsorgeamtes – Protokolle: 1948-1952; 1962-1977.

im Gebet und in der helfenden Liebe und Sorge um alle Kranken und Bedürftigen geprägt sei. In späteren Jahren drängte er die pastoral Verantwortlichen zunehmend dahin, die Charismen aller Gläubigen wahrzunehmen und sie zur Erneuerung und Stärkung der Gemeinde zu integrieren.²²⁷

Der „Hausarrest“ der Pastoral: Ein soziologisches Deutemuster

Mit diesem Diasporakonzept einer lebendigen Gemeindeentwicklung zur Stützung und Entfaltung eines persönlichen gläubigen Lebens, aber eines wenig entfalteten Außenkontaktes konnten sich viele Gläubige und pastoral Verantwortliche weitgehend identifizieren. Es entsprach im Wesentlichen dem, was oben als zweite Phase skizziert wurde. Wie kam es dazu? Das SED-Regime wollte die Kirchen auf das spezifisch Religiöse eingrenzen und dadurch absterben lassen, doch gerade das hat ihnen geholfen, nicht einfach zu diffundieren, sondern im Bewusstsein der Differenz zur Mehrheit zu lernen, auf sich selbst gestellt und auf die eigenen Kräfte angewiesen zu sein – von der Familie und dem persönlichen Glaubensleben angefangen über Familienkreise und Gemeindeguppen bis hin zum Bistum als Heimat.²²⁸ Was das öffentliche Leben anging, waren Christen dagegen eher an den Rand gedrängt. Die dabei entstandene Gruppenkultur konnte viele Lebensenergien im Sinn von Manfred Josuttis' „energetischer Seelsorge“²²⁹ binden. In dem Maß, wie das Regime und seine Ideologie sich als volksfern erwies und an Glaubwürdigkeit verlor, konnten sich die Gemeinden mit ihrem eigenen Lebensentwurf und ihrer Verankerung in der Weltkirche (und insbesondere auch mit ihrer ausgeprägten Westbindung) behaupten.

Für Katholiken in den Gemeinden der DDR-Diaspora kommen zwei Formen einer solchen „institutional completeness“²³⁰ in Frage. Zum einen ist den vielen Heimatvertriebenen vor allem wegen der gewaltsamen und oft traumatischen Vertreibung nach 1945 die Beziehung zu ihrer Herkunft bedeutsam. Dabei sind die besonderen Bedingungen des Umgangs mit der Vertreibung in der DDR zu beachten. Offiziell galten die Vertriebenen nicht als Opfer von Gewalt, auch jeglicher Verdacht auf Revisionismus wurde mit Argusaugen beobachtet. Für die meisten war selbst eine besuchsweise Rückkehr an den Herkunftsort unmöglich. Umso wichtiger wurde es, emotional wichtige Vollzüge auch weiterhin zu pflegen und damit ein Stück der alten Heimat am neuen Ort aufleben zu las-

²²⁷ Vgl. Aufderbeck, Hugo: Dreifacher Dienst, in: Kirche – gestern und heute, hg. v. Braun, Johannes/Kiel, Elfriede, 128 f.

²²⁸ Wanke, Joachim: Was das Bistum zur Heimat macht: StZ 212 (1994), 87-97.

²²⁹ Josuttis, Manfred: Potentiale einer energetischen Seelsorge, Gütersloh 2000; vgl. ders., Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh 1996.

²³⁰ Vgl. Goldenberg, Sheldon/Haines, Valerie A.: Social networks and institutional completeness: From territory to ties, in: Canadian Journal of Sociology/Cahiers canadiens de sociologie 17 (1992) 301-312.

sen. Dies war aber im Wesentlichen in der katholischen Gemeinde möglich, in der sich viele Menschen derselben Landsmannschaft (und oft auch entsprechende Geistliche) einfanden. Auch die vertrauten Bräuche aus der Heimat konnten hier gepflegt werden. Mancherorts wurde einfach die aus der Herkunft mitgebrachte Gottesdienstordnung im Jahreskreis fortgeführt. Zum anderen baute sich durch die Solidarität und die Vielzahl von verwandtschaftlich oder kirchlich initiierten Westkontakten eine starke Bindung an die junge Bundesrepublik auf, wie sich dann bei der vergleichsweise problemlosen Bejahung der Wiedervereinigung durch die meisten Katholiken zeigte. Eine nicht unbedeutende Rolle spielte dabei die finanzielle Unterstützung und die begrenzte Möglichkeit zur Einfuhr von Westwaren durch kirchliche Einrichtungen.

Heimatspflege und Westbindung konnten zusammenspielen, die Fremdheit im DDR-Staat verstärken, eine gemeindliche Gegenwelt aufbauen helfen und diese in die relativ starke Abgeschlossenheit einer Subkultur hineinführen. Diese Deutung erklärt auch das oft zitierte 3/3-Gesetz der Treuen, der Randchristen und der Abständigen. Wer sich auf diese Subkultur einließ – und das dürften nicht selten besagte Menschen mit starken nicht ortsgebundenen Bindungen nach Westen oder Osten gewesen sein –, investierte am wahrscheinlichsten viele Energien ins Gemeindeleben und prägte einen festen Kreis der Treuen aus. Wer dies nicht tat, fand sich wegen der hohen immateriellen „Kosten“ der Gemeindemitgliedschaft bald eher am Rand wieder, wo er wegen der atheistischen Propaganda oder einfach wegen der fehlenden sozialen Verstärkung des Glaubenslebens am ehesten vollständig eine Kirchenbindung aufgab: durch Kirchenaustritt, Aufgabe jeglicher Praxis, durch Nichttaufe der Kinder oder einfach durch Aussiedlung in die Bundesrepublik.

Diese „institutional completeness“ machte aus Pfarreien also gewissermaßen nicht ortsgebundene Dörfer mit einem regen Innenleben und vergleichsweise geringen Außeneinflüssen. Gerade die Träger ihres Lebens, die besagten „Treuen“ und die meist aus ihren Reihen hervorgehenden Seelsorgerinnen und Seelsorger, dürften ihre Motivationen vor allem aus einem zufriedenstellenden „Dorf“-Leben durch Anerkennung und Lebensqualität in den Reihen der Gemeinde gezogen haben. Dies würde wiederum erklären, warum die Rhetorik der Öffnung und des Aufbruchs in der dritten und vierten Phase sich letztlich doch häufig an einer faktischen Kontaktscheu nach außen bricht oder warum nicht selten eine gewisse geistige Enge festzustellen ist.

Allerdings ist nicht zu übersehen, dass durch die oft sehr engen und unkomplizierten ökumenischen Kontakte und durch den sozialen Aufstieg der Katholiken gerade unter den Laien die Hochblüte der Gemeinde als Nische bereits in den Siebzigerjahren einer größeren Öffnung nach außen wich, sei es in der Übernahme höherer beruflicher Verantwortung, sei es durch konfessions- oder religionsverschiedene Mischehen oder sei es im Freizeitleben wie der Mitgliedschaft in einem evangelischen Chor. Auch der Einfluss volkskirchlicher Gebiete

im Eichsfeld, südthüringischer Rhön und den sorbischen Gebieten mit ihrer oft noch erstaunlich intakten Verbindung von kirchlichem und kommunalem Leben ist nicht zu unterschätzen. Schließlich ist gerade wegen der Nähe zur Bundesrepublik die Auseinandersetzung mit der westdeutschen Theologie und Pastoral nach dem Zweiten Vatikanum mit ihrem Appell zur Weltverantwortung wirksam geworden, u. a. über die Kontakte und Begegnungen am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt, auf internationalen Kongressen, durch die Materialien von „Theologie im Fernkurs“ der Würzburger Domschule, aber auch durch persönliche Kontakte der Erfurter Theologiestudenten mit ihren westlichen Kollegen. So möchte man insgesamt seit den Siebzigerjahren von einer etablierten Einwandererkirche sprechen.²³¹

²³¹ Zur Rezeption des II. Vatikanums vgl. den gleichnamigen Beitrag von Grütz, Reinhard sowie Pilvousek, Josef: Kirche und Diaspora.

Konturen des heutigen Standes

Statistik der kirchlichen Raumgliederung

Tabelle 3: Raumgliederung

Diözese	Katholiken	Dekanate	Personalpfar- reien	Pfarreien und sonstige Seel- sorgestellen
Berlin	419.316	26	19	215
Dresden-Meißen	176.018	9	3	167
Erfurt	187.251	14	0	178
Görlitz	49.500	5	0	54
Magdeburg	190.500	10	0	200
Insgesamt	1.022.585	64	22	814

Diözese	Pfarreien und sonstige Seelsorgestellen				
	insgesamt	davon haben Pfarreien einen Pfarrer			
		der eine Pfarrei leitet	der mehr als eine Pfarrei leitet		
			zusammen	Pfarrer vor Ort	mitver- waltete Pfarrei
Berlin	215	120	80	44	36
Dresden-Meißen	167	90	77	36	41
Erfurt	178	70	89	46	43
Görlitz	54	34	20	0	20
Magdeburg	200	65	113	44	69
Insgesamt	814	379	379	170	209

Diözese	Pfarreien und sonstige Seelsorgestellen			
	Pfarreien mit Priesterteam als Leitung	Pfarreien mit nebenamtlichen priesterlichen Leitern		
		zusammen	davon unter Beteiligung eines Diakons	davon unter Beteiligung von Laien
Berlin	0	15	2	13
Dresden-Meißen	0			
Erfurt	0	19	5	14
Görlitz	0	0	0	0
Magdeburg	1	21	17	4
Insgesamt	1	55	24	31

„Standards“ der Pastoral

Feste Zeiten und Räume schaffen markante Vorgaben für die Pastoral, die bereits ein weites Aufgabenfeld für die pastoral Tätigen abstecken. Es ist wie im Jazz: Es gibt hier allen bekannte Melodien, so genannte Standards, und einmalige Spielweisen darüber, die Improvisationen. Welche Standards gab und gibt es demnach in den neuen Bundesländern?²³² Man kann sie am besten nach den drei Grunddimensionen Liturgie, Verkündigung und Caritas auflisten, wobei sich zwar die „Improvisationen“ vor allem infolge des Einflusses des Zweiten Vatikanums gewaltig verändert haben, aber die „Standards“ erstaunlich konstant geblieben sind. Genauer dazu ist dann jeweils in den einschlägigen anderen qualitativen Berichten des Projektes „Aufbruch“ zu finden.

1. Liturgie: Schon früh wurde der sonntägliche Gottesdienst noch mehr als in volksskirchlichen Gebieten zu der Verkörperung der Gemeinde schlechthin. Anders als dort wurde er in der Diaspora tatsächlich zur Sammlung der Zerstreuten. Der Sonntag war der Tag des Gottesdienstes, Treffpunkt und zumindest idealerweise auch der Feiertag der Familien. So war bereits vor dem Konzil die Gemeinde der Getauften und deren Anregung zu einer „*participatio actuosa*“ sehr viel mehr im Blick der pastoral Verantwortlichen als anderswo. Typischerweise konnten somit die Ideale der Liturgischen Bewegung vom „Volk Gottes um den Altar“ (Balthasar Fischer) hier viel besser verwirklicht werden als in traditionell katholischen Gegenden, wo das Gottesdiensterlebnis noch sehr viel stärker das heilige Geschehen durch den Klerus beinhaltete. Dies schloss auch eine gewisse Entsakralisierung ein (es ist weniger der Kirchenraum – oft eine evangelische

²³² Vgl. zum Folgenden Braun, Johannes: *Katholische Kirche*, 33-54.

Kirche oder gar ein profaner Raum –, der die Sakralität der Handlung vorgibt, sondern das bekenntnishafte Zusammenkommen der Gläubigen; dazu kommt eine durch die Gegenwart des Protestantismus gegebene Aversion gegen alles bloß Ritualistische) und einen Dezisionismus (der Besuch des Gottesdienstes und seine katholischen Spezifika rühren aus Pflicht, Treue und Standhaftigkeit, auch wenn alle Mitbürger nur verständnislos den Kopf schütteln): Auf jeden kommt es an, keiner darf es sich leisten, einfach nur dabeizusein, ohne etwa geordnet und kraftvoll mitzusingen und mitzubeten. Eine der originärsten Früchte der Diaspora ist die Einrichtung von zunächst männlichen, geschulten und durch den Bischof beauftragten Diakonatsshelfern durch Bischof Aufderbeck nach dem Zeiten Vatikanum, die auf den Außenstationen Wortgottesdienste („Stationsgottesdienste“, später auch mit regelmäßiger Kommunionsspendung) leiten. Der Aufbau der Feiern ist dem der Messe angenähert: Gemeindeversammlung, Eröffnung, Gruß/Lied, drei Schriftlesungen, (meist vorgefertigte) Ansprache, Glaubensbekenntnis, Kommunionfeier und Vermeldungen.

Die Frömmigkeitsformen verbinden Mitgebrachtes aus den Herkunftsgebieten der Flüchtlinge, Althergebrachtes im Sinn betont katholischer Traditionen wie Marien-, Herz-Jesu- und eucharistische Frömmigkeit, Ewig Gebet, Missionspredigten oder Wallfahrten²³³ und Prozessionen (sie erhalten in der DDR dadurch etwas Bekenntnishafte, dass sie von den Behörden genehmigt werden mussten und so den Hauch einer Demonstration erhielten) und Beigebrachtes wie Bibelkreise, Wortgottesdienste oder das „Jahr für Gott“ von Jugendlichen. Ansonsten finden sich wie andernorts stets die vertrauten Formen der regelmäßigen (meist kirchenjahrbezogenen) und der anlassbezogenen (meist den Familienanlässen entsprechenden) Liturgie. Gerade in der Liturgie und in gemeinsamen Formen der Volksfrömmigkeit bestand für viele Flüchtlinge nach dem Krieg ein wichtiger Wert der Kirche, so dass sie hier ein hochsymbolisches Gefühl der Kontinuität fanden. So kam es vor allem im liturgischen Tun zu einer Art Reanimierung volkskatholischer Formen unter Diaspora-Bedingungen – ein schwer zu fassendes Gebilde.

2. Das Besondere der Verkündigung (Martyria) in der Diaspora ist ihre Verbindung mit dem Gemeindeaufbau (Koinonia). Hier zeigt sich am klarsten das Diasporakonzept des Bewahrens, indem die Gläubigen durch Sammlung in Standesgruppen (Kinder, Jugend, Frauen, manchmal auch Männer und Alte) und Einsatzgruppen (Chor, Schola, Feste, Besuchsdienste, katechetische Dienste und Kinder- und Jugendbetreuung usw.) betreut wurden. Von der Vorschulkinderarbeit („Frohe Herrgottsstunde“, Krabbelgruppen, mancherorts auch katholischer Kindergarten) und der Kinderarbeit (Religionsunterricht, Erstkommunion- und

²³³ So die Wallfahrten zur Huysburg in der Magdeburger Administratur, die Bistumswallfahrten nach Erfurt, die Eichsfelder Männer- und Frauenwallfahrten zum Klüsch Hagis und zum Kerbschen Berg oder die Wallfahrt nach Neuzelle durch die Görlitzer und Dresden-Meißener Diözesanen.

Erstbeichtunterricht, Kinderschola, Bastelstunden, Religiöse Kinderwochen, thematische Kindernachmittage zum Jahreskreis und darüber hinaus, Martinsfeier usw.) über die Ministrantenstunden, die Jugend- und Glaubensstunde, die Dekanatsjugendgruppen, Helferkreise und gelegentlich die Kreise Junger Erwachsener (und hier und da seit den Siebzigerjahren die Jugendbands) bis zur Zusammenführung Erwachsener in den Vereinigungen der Haus- und Familienkreise, der Caritas, des häuslichen Gebets, der (manchmal auch ökumenischen) Gemeindefeste, der Rentnertreffs und natürlich des Pfarrgemeinderats wurde versucht, die Christen möglichst verbindlich in solche Gruppen zu integrieren. Das Wissen um die Anfälligkeit eines einsamen Christenlebens gab dieser Integration oft einen entscheidenden Druck. So kann man von einer eigentlichen Vergemeinschaftungspastoral sprechen, die sich häufig theologisch mit den Idealen der vorkonziliaren Erneuerung im Zeichen des „corpus Christi mysticum“ und der Pfarrfamilie verbanden. Der ansonsten in Deutschland starke Verbandskatholizismus war in der Diaspora nie wesentlich entfaltet worden und war in der DDR-Zeit durch die politische Repression ohnehin bis auf die sich seinerzeit wenig gesellschaftspolitisch verstehende Kolpingfamilie ganz erstorben. Die daraus resultierende Konzentration auf die Pfarrseelsorge und die diözesanen Einrichtungen prägten das Bild der Pastoral wesentlich.²³⁴

Daneben ist der starke Schulungscharakter vieler Veranstaltungen zu bemerken, eine Antwort auf die ideologische Herausforderung durch den Staat, aber vielleicht auch auf die vom Staat sehr stark geförderten Fortbildungsmaßnahmen für Erwachsene (z. B. in der URANIA). Auch der Versuch, Pfarrbüchereien zu erhalten, weist in diese Richtung.

Für die Vergemeinschaftung innerhalb der Pfarrei spielten die Familienkreise eine herausragende Rolle, deren Anfänge in die Fünfzigerjahre zurückgehen, als durch das Wegbrechen einer christlichen Prägung in der Schule und durch die atheistisch-materialistische Propaganda die Familie als wichtigster Ort der Glaubensvermittlung entdeckt wurde. Diese Kreise wurden zunächst meist von Seelsorgern geleitet und hatten einen ausgesprochenen Bildungscharakter mit Abenden zu Themen des Glaubens und des religiösen Familienlebens, die durch verschiedene Buchreihen unterstützt wurden.²³⁵ Später entwickelten sich oft Freundeskreise daraus, die selbständiger arbeiteten und in prägender Weise Glauben und Leben miteinander verbanden.

²³⁴ Auch die Konvertiten und die wenigen Erwachsenen, die sich taufen ließen, kamen in die gemeindliche Binnenkultur und können kaum als Zeichen gemeindlicher Öffnung gewertet werden.

²³⁵ Die Hauskirche. Schriftenreihe für das katholische Familienleben (17 Bände), hg. v. Theissing, Heinrich/Donat, Hans, Leipzig 1960-1977.

Caritas

Die Caritas (Diakonia) wird in einem eigenen Beitrag dargestellt.²³⁶

Natürlich kann all das nur die „Standards“ beschreiben, die die gewöhnlichen und in vielen Pfarreien anzutreffenden, meist Jahrzehnte bestehenden Pastoralformen umfassen. Dass dieser Rahmen viel Raum für Spielräume, pastorale Kreativität und Variationen bot, ist selbstverständlich. Gerade die neuen Möglichkeiten nach 1989 brachten insofern die Unterschiede zwischen einzelnen Pfarrgemeinden markanter ans Licht, so dass inzwischen von Pfarrei zu Pfarrei deutlich verschiedene Profile und ein unterschiedlicher Grad an Lebendigkeit anzutreffen ist. Insgesamt erscheint die Gemeindepastoral auf den ersten Blick in allen Jahrzehnten recht volksskirchlich vertraut. Auf den zweiten Blick fallen bis heute Unterschiede auf: Die geringe Einbettung des gemeindlichen Lebens in die Zivilgemeinde oder das (im Osten bisher allerdings ohnehin wenig entwickelte) zivilgesellschaftliche Leben am Ort, dafür eine freundliche, manchmal ausgeprägte Gemeinschaft mit den evangelischen Gemeinden, die sehr ausgeprägte Autorität des Pfarrers (eine Folge der straff hierarchischen Führung in den Jahrzehnten der DDR, um eine Unterwanderung zu verhindern, auch des generell autoritäreren Klimas, vielleicht auch durch das Fehlen eines zahlenmäßig starken und fest etablierten Verbandskatholizismus²³⁷), aber auch die stärker auf den religiösen Kern konzentrierten Aktivitäten.

Weg aus den Nischen

Wenn aber von den katholischen Gemeinden in der DDR oft das Bild von lebendigen, aber nach außen hin abgeschotteten Verbänden gezeichnet wird, ist es überraschend, wie viele ihrer Mitglieder sich an den Demonstrationen, Engagements und Runden Tischen in der Zeit der Wende beteiligt haben.²³⁸ Seit 1989/1990 ist das Bewusstsein, Kirche für andere sein zu wollen, fast schon zum Commonsense der Träger der Pastoral geworden. Es schließt sowohl politische und soziale Weltverantwortung ein als auch die Notwendigkeit, der Mehrheit von Nichtchristen ein Angebot des Glaubens zu machen. In gewisser Weise werden „die Karten neu gemischt“ (Bischof Joachim Wanke), die Situation ist offen, trotz der kleinen Zahl lassen sich viele Chancen zu einer Pastoral jenseits

²³⁶ Pilvousek, Josef: Caritas in SBZ/DDR und Neuen Bundesländern.

²³⁷ Nach der Wende haben zwar viele westdeutsche Verbände auch im Osten Fuß zu fassen gesucht, doch bleiben die Zahlen bei einem Bruchteil derer in der alten Bundesrepublik. Ein Beispiel ist die überaus mitgliederstarke „Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands“, in die trotz eifriger Werbung viele pfarrliche Frauengruppen im Osten nicht eingetreten sind.

²³⁸ Zur starken Beteiligung von Katholiken an den Ereignissen der Wende vgl. Püttmann, Andreas: Kein Rückzug ins Schneckenhaus. Katholiken in der DDR: Christ und Welt Nr. 27 (3. Juli 1992) im Referat von Untersuchungen des Instituts für Demoskopie Allensbach im Frühjahr 1990 in der DDR.

des Bewahrens und Betreuens ergreifen. Man könnte diese Initiativen in den neuen Ländern nach drei Typen hin zusammenfassen:

- punktuelle, anlassbezogene Angebote oder Begleitung in kritischen Lebensereignissen;
- Wegbegleitung über eine gewisse Zeit;
- Hineinbegleiten in ein gläubiges Leben.

Übereinstimmend berichten alle in diesen Initiativen Tätigen von den Chancen dieser Arbeit. Denn Nichtchristen stellen belebende Fragen und reißen Christen, auch die Hauptamtlichen, aus ihren Denk- und Handlungsgewohnheiten heraus. Sie stellen die Sprache des Glaubens auf den Prüfstand und lassen ihn einfach und anschauungsnah neu buchstabieren. Das Gemeinsame der Konfessionen tritt unbeschadet ihres besonderen Profils in den Vordergrund. Die personalen Qualitäten von Vertrauen und Beziehung werden zum Schlüssel der Pastoral, die geistliche Qualität der Vollzüge wird zu ihrem wichtigsten Inhalt: Die Begegnungen sollen zuerst aus sich ansprechen (Zeugnis des Lebens) und erfahrungshaft ein sinnvolles und erfülltes Leben aus dem Glauben aufscheinen lassen, bevor es zu einem behutsamen Wortzeugnis kommen kann. Gerade weil die Furcht vor ideologischer Vereinnahmung bei vielen Ostdeutschen tief sitzt, sind es eher die beiläufigen und nicht die direktiv angezielten Begegnungen, also z. B. Nebenbeigespräche, die für ein solches Leben aus dem Glauben interessieren lassen. Dennoch muss auffallen, dass bei all diesen Initiativen die Territorialpfarreien keine Rolle spielen. So muss abschließend nach ihrer Zukunft gefragt werden.

Wie weiter nach 1989?

Steht die Pfarrseelsorge in Ostdeutschland vor einer Krise? Es ist ein Paradox. Zum einen erscheinen Katholiken eindeutig als Gewinner der Wende: Ihre gesellschaftliche Stellung wurde aufgewertet, ihre mehr als bei anderen Gruppen gegebene innere Nähe zur Bundesrepublik und ihre Distanz zum SED-Staat ließ sie sich leichter als andere im neuen System zurechtfinden, der soziale Aufstieg und die Bereitschaft zum Engagement im öffentlichen Leben, wie es sich bereits aufgrund der Haltung in den Achtzigerjahren abgezeichnet hatte, ließen die Erfolgreichen unter ihnen rasch wichtige Positionen und Sozialprestige erlangen, wie es seit den Zeiten der Reformation nicht mehr möglich war. Doch zeigen sich nun nach Jahren auch die negativen Spätfolgen dieses Ankommens in der Gesellschaft? Scheitern Katholiken gewissermaßen am eigenen Erfolg? Bricht sich insbesondere das bewahrende, Gemeinschaft mit intensivem Binnenklima stiftende Diaspora-Gemeindepastoralkonzept der „institutional completeness“ an den Realitäten individualisierter Christen, die zu ihrer Kirche ein distanzierteres, funktionaleres Verhältnis haben?

In der Tat stellt das immer wieder am heftigsten wahrgenommene Problem die nun selbst in den Kerngemeinden (und beileibe nicht nur in den Reihen jüngerer Menschen) angekommene Individualisierung und die daraus folgende geringere Neigung dar, langfristige Bindungen oder gar eine das Leben umfassende Prägung durch ein katholisches Milieu anzunehmen. Schwindende Teilnehmerzahlen, ein Mehr an Aufgaben und eine gewisse Orientierungslosigkeit über die Kernaufgaben der Pfarrei haben viele Gemeinden seitdem in die Defensive geraten lassen, in der viele Kräfte dadurch gebunden werden, das vertraute Programm unter erschwerten Bedingungen aufrecht zu erhalten. Eine pastorale Neuorientierung scheint gerade in Pfarreien schwer zu fallen, sind sie doch in ihren Konzepten häufig eher an den „Standards“ orientiert. So stellte einerseits das Jahr 1989 für die Gemeindepastoral einen viel weniger radikalen Schnitt als für andere kirchliche Einrichtungen dar. Vielmehr versuchten pastoral Verantwortliche, die „Standards“ in den meisten Gemeinden zu erhalten, und suchten allenfalls danach, wie sie diese mit den neuen Möglichkeiten materieller (Renovierungen, Neubauten, Zuschüsse usw.) und immaterieller Art (Zugang zu einer Unmenge an pastoralen Modellen, Fortbildungseinrichtungen, Medien, Verbänden und Zusammenschlüssen) neu gestalten könnten. Auch der deutliche Widerstand vor allem vieler Geistlicher gegen die Verlagerung des Religionsunterrichtes in die Schulen könnte in diesem Zusammenhang als Ausdruck dieses ausgeprägten Strukturkonservatismus der Territorialgemeinden gedeutet werden. Daneben entstanden eher punktuell und zusätzlich neue Aufgaben, insbesondere die Einbettung in Lokalpolitik und Öffentlichkeit, die verstärkte ökumenische Zusammenarbeit und die Sendung zu den Nichtchristen. Die eigentliche Herausforderung dürfte aber darin bestehen, in allen Aktivitäten durchgängig ein geistliches Klima zu schaffen, das „gastfreundlich und wegweisend“ ist, wie es der Pastoraltag des Bistums Erfurt 1999 formulierte.

„Ich habe die Vision einer Kirche in Deutschland, die sich darauf einstellt, wieder neue Christen willkommen zu heißen“²³⁹ – Leitbilder aus einer solchen Vision wie der Bischof Wanke sind auf der Ebene der Gemeinden erst noch zu schaffen.

²³⁹ Joachim Wanke, Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland, in: „Zeit zur Aussaat“, 36.